Das Kind aus Asien.

Novelle von Wilhelm Berger.

(3. Fortsetzung und Schluß.)

Empört sprang Charles auf.

„Nichts weiter will ich aus Ihrem Munde hören, Entsetzliche!" rief er. „Mir graut vor dem Geheimniß, das Ihnen auf den Lippen brennt. Hätte ich Sie doch nie gesehen!" — Er wandte sich zur Thüre. „Wir sind fertig miteinander, Lore Will."

Mit Schrecken gewahrte Lore, was sie durch ihre unbesonnenen Reden angerichtet hatte; sie warf sich vor ihrem Wohlthäter nieder und umfaßte seine Kniee.

„Was soll aus mir werden," wehklagte sie, „wenn Sie mich aufgeben? Sie, der Letzte, der Einzige fast, von dem ich lauter Güte erfahren habe! Verlassen Sie mich nicht! Ich war nicht Herrin meiner selbst soeben — ein böser Geist war über mich gekommen—eine wahnsinnige Lust, Unheil zu stiften, hatte mich ergriffen—"

Sie stockte und glitt mit einem Schrei zu Boden; ihre ausgestreckten Hände erfaßten ein Stück Teppich und krallten es zusammen.

„Da kommt es wieder," stöhnte sie. „Ich athme Staub ein, nichts als Staub—meine Brust—"

Ihr Kopf sank auf den Teppich.

Mit verschränkten Armen betrachtete Charles ter Veen das regungslose Weib zu seinen Füßen.

„Einst," begann er langsam, „ging ich von dem Landgute eines Freundes auf Java durch das Dickicht spazieren. Da traf ich auf einen Luchs, der verendend im Gestrüpp lag. Ohne sich zu rühren, wandte das Thier seine Augen auf mich. So deutlich wie Blicke sprechen können, sprach dieser Blick: Hilf mir, du Mitcreatur, wenn du kannst! Es war ein Zug des Leidens, der stummen Qual in der sonst so tückischen Physionomie, der mir zu Herzen ging. Eine schädliche Bestie war's; Feind von Natur allem Lebendigen, das sich harmlos unter der Sonne tummelt; aber der Tod, unser Aller Meister, saß ihr im Nacken. Ich mitleidiger Narr eilte zurück und holte Wasser in meinem Hute. Mit matter Zunge leckte das Thier den erquickenden Trank; doch war noch der letzte Tropfen zurück, als es nach meiner Hand schnappte. Dann ging ihm ein Zittern durch die Glieder; es streckte sich und war todt. An diesen javanischen Luchs erinnern Sie mich, Lore Will—"

Ein Gedanke durchzuckte ahnungsvoll den Redenden; er hielt inne und beugte sich zögernd, furchtsam nieder über die stille Gestalt zu seinen Füßen. Nichts rührte sich an ihr. Er ließ sich auf ein Knie sinken und brachte sein Ohr in die Nähe ihres Mundes, um nach ihrem Athem zu lauschen.

Unten im Hause hatten die Hammerschläge des fleißigen Schusters aufgehört; vom abendlichen Zwielicht war er in der Arbeit unterbrochen worden. Nur klangen leise die Vesperglocken. Der Alte nahm sein Käppchen ab, faltete die Hände im Schoße und sprach leise ein Gebet vor sich hin. Als er geendet hatte, erhob er seine dünne Stimme und sang: Ich bitt' Dich, Gott um Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut.

Während des Liedes ging hinter ihm die Thüre; er achtete nicht darauf. Dann fühlte er eine bekannte Hand auf seiner Schulter, sich umwendend, sah er in ter Veen's verstörte Züge.

„Sie haben eine Leiche im Hause, Meister," sagte Charles jetzt im Flüstertone.

Feierlich entblößte der Greis sein graues Haupt.

„Der liebe Gott schenke ihr aus der unbegreiflichen Fülle Seiner Gnade die ewige Seligkeit!" sprach er mit frommer Inbrunst.

„Amen!" schloß Charles ter Veen.

VI.

Es war dunkel, als Charles die Straße betrat. Unwillkürlich lenkte er seine Schritte zu Christinens Wohnung: sie war die Erste, welche von dem Todesfall in Kenntniß gesetzt werden mußte. Freilich hatte er gestern noch sämmtliche Vorhänge herabgelassen gefunden; doch war es immerhin möglich, daß sie seitdem heimgekehrt war.

Eine gewaltige Sehnsucht nach dem Anblick der Freundin wurde in ihm lebendig, während er langsam die Stadt durchmaß, des Regens nicht achtend, der auf ihn niederrieselte. Hoch in den Lüften, um die zackigen Giebel über ihm, sang der Wind in gedämpften Tönen ein geheimnißvolles Lied. Charles lauschte; ihm war, als höre er Lore Will's Stimme. Wie lauteten doch die warnend prophetischen Worte, die sie ihm zugerufen? Wenn Sie noch etwas vom Leben wollen, so beeilen Sie sich—

Ja wahrlich: Eile that Noth. Wer soeben ein Leben hat verlöschen sehen, zittert für das eigene; der schreckliche Terrain, das Ende alles Strebens, aller Hoffnungen, scheint auch ihm greifbar nahe gerückt. Wenn die goldige Frucht sich überhaupt pflücken läßt, hatte Lore Will gesagt, warum nicht lieber heute als morgen?

In der That: guten Rath gab die Sterbende. Und Charles entschloß sich, ihr zu folgen. Aber Bangen ergriff ihn, als er nun der letzten dunkeln Andeutungen der Todten gedachte. Seit er mit seinem romantischen Zukunftsplane auf deutschem Boden landete, war dem Hoffnungsvollen eine Warnung nach der andern zu Theil geworden. Thor, laß ab; du sinnst Unmögliches! hatte ihm Stimme auf Stimme zugerufen, jede neue Stimme lauter, eindringlicher als die letzte. Er aber ließ nicht ab, konnte nicht ablassen; wie der rettungslos Verarmende ein letztes Gut festhält mit blindem Trotz, so hielt Charles an der fixen Idee seines Lebens fest, und wehrte hartnäckig das Licht der Vernunft davon ab — das eigensinnige Kind aus Asien!

Christinens Arbeitszimmer war erleuchtet: unerwartete Gunst des Schicksals! Heftig zog Charles an der Hausglocke; ungestüm drängte er sich in die zögernd geöffnete Thüre.

Durch umherstehende Koffer und Kisten eilte jetzt Johanna Zurmühlen herbei.

„Sie können Fräulein Großkopf nicht sprechen, Herr ter Veen," rief sie dem Eindringling entgegen; „heute nicht! Sie sehen doch, wir sind soeben erst angekommen; noch ist kein Zimmer in Ordnung; wir selbst sind ermüdet vom Umzuge und zum Plaudern wahrhaftig nicht aufgelegt."

Charles sah der Unartigen fest in das Auge.

„Wenn es unschicklich ist, Frl. Zurmühlen," erwiderte er, „daß ich gerade jetzt hier einbreche, so muß ich mich damit entschuldigen, daß Noth kein Gebot kennt. Nach Zeit und Umständen richtet man sich, so lange man kann; vor Außerordentlichem aber muß jede Forderung der Convenienz und Sitte schweigen. Ich muß und werde Fräulein Christine sprechen; daß sie in ihrem Zimmer ist, habe ich bereits von der Straße aus gesehen. Geben Sie sich also keine Mühe, mich zurück zu halten, Fräulein Zurmühlen; den Weg kenne ich, wie Sie wissen."

So entschieden hatte der bis dahin so gefügige Hausfreund noch nie gesprochen; auf das Höchste erstaunt, sah ihm Johanna nach, als er jetzt ohne Weiteres auf Christinens Cabinet zuschritt.

„Mit dem Herrn werden wir zu thun bekommen diesen Winter, scheint es," murmelte sie kopfschüttelnd.—

Auf Charles Klopfen nahm Christine die Lampe auf und leuchtete dem Eintretenden in das Gesicht.

„Was ist geschehen, Charles?" rief sie. „Ihr Aussehen erschreckt mich!"

„Lore Will ist soeben gestorben."

„Endlich! Gott sei Dank! Weiter nichts? Nichts, das Sie angeht?"

Charles ließ sich auf einen Stuhl nieder.

„Ich war bei ihrem Tode gegenwärtig, Christine," sagte er mit bebender Stimme. „O, welch' ein Tod war das! Noch sehen Sie mich erschüttert und außer Fassung. Gefällt, zu Boden geschmettert wurde sie vor mir in einem Augenblick, in welchem alles Schlechte in ihrer Natur, das sie bis dahin meisterhaft vor mir verborgen hatte, auf einmal aufloderte,—in einem Augenblick, in welchem sie Gift spie auf sich selbst, auf mich und — auf Sie, Christine."

Erschrocken legte Christine ihm die Hand auf den Arm.

„Lassen Sie die Todten ruhen, Charles," bat sie ernst, „und von allen Todten diese Todte. Was sie auch gesagt haben mag: reden Sie mir nicht davon — nicht jetzt, nicht später. War es Wahrheit, war es Lüge — einerlei — ich will es nicht untersuchen, Niemand soll es untersuchen. Vergessen Sie es, Charles; ätzen Sie es aus von der Tafel Ihres Gedächtnisses bis auf die letzte, feinste Spur — um Ihretwillen, um meinetwillen."

Mitleidig sah Charles sie an.

„Daß Sie Schweres gelitten haben, Christine, muß ich vermuthen," sagte er. „Aber ich habe fest geglaubt, die Stürme lägen weit, weit hinter Ihnen, und es sei in Ihnen stille und ruhig."

„Sie haben nur geglaubt, was Alle glauben." Leise, flüsternd fuhr sie fort: „Weit hinter mir in meinem Leben ist eine Stelle, Charles, auf die ich den Blick nicht ohne Grauen lenken kann, und eine Ahnung sagt mir, daß die Unselige vor Ihnen auf eben diese Stelle einen Lichtstrahl hat fallen lassen."—

„Beruhigen Sie sich, Christine: ich will nichts fragen, ich will verschollenen Ereignissen nicht nachforschen — niemals. Sie sollen mir bleiben, was Sie mir gewesen sind: der Felsen, an den ich meinen schwankenden Nachen anbinden, an den ich ihn für immer festlegen möchte. O Christine" —

Warnend erhob Christine beide Hände.

„Sagen Sie mir nicht, Charles, was Ihnen jetzt auf der Zunge brennt — thun Sie es nicht. Erörtern Sie nicht, wie wir Beide miteinander stehen. Zwei alte Leute in unserer Lage müssen ein stilles gegenseitiges Vertrauen haben und sich daran genügen lassen. Ein stilles Vertrauen, Charles. Dabei wollen wir bleiben, so lange wir das Leben behalten."

Charles kämpfte mit sich selbst; aber es war ihm unmöglich, länger zu schweigen.

„Nein, Christine," erwiderte er, „es gibt etwas Besseres als das stille, heimliche Vertrauen, zu dem Sie mich bestimmen möchten. Lassen Sie mich sprechen; ich werde bald zu Ende sein. Als ich zurückkam von Indien, suchte ich ein kleines Mädchen, dessen Bild in mir gegenwärtig geblieben war lange Jahre hindurch. Zu Füßen wollte ich ihr legen, was ich mir erworben hatte; ich wollte sie bitten, die Meine zu werden. Das kleine Mädchen meiner Träume fand ich nicht; statt ihrer traf ich eine Andere an, die zu hoch stand, um sich von mir beglücken zu lassen. Allmälig aber, wie sich meine Augen schärften, ist aus der neuen Christine mir dennoch wieder die alte geworden. Und wagen muß ich die Frage—"

„Armer Freund!" unterbrach ihn Christine. „Sie wollen fragen, ob ich mein Geschick mit dem Ihrigen verknüpfen wolle! Lange schon hab' ich gefürchtet, daß ich eines Tages auf diese Frage würde Antwort ertheilen müssen. Werden Sie mit einem einfachen Nein zufrieden sein?"

„Wenn ich muß,—wenn Sie mich darum bitten: ja."

„Und werden Sie mein Freund bleiben, unverändert derselbe wie bisher?"

„Ihr Freund, Christine, werde ich bleiben immerdar. Wenn Sie aber damit meinen, daß es nach dieser Stunde wieder zwischen uns so werden könnte, wie es gewesen ist — nein, Christine, das ist unmöglich. Was aus mir werden wird, wenn ich mit zertrümmerten Hoffnungen Ihr Haus verlassen habe — ich mag, ich kann nicht daran denken. Ich habe mein Leben, den Rest meines Lebens, auf diese eine Karte gesetzt: Alles oder nichts. — Erwägen Sie wohl, was Sie thun, Christine. Es mag an mir nicht viel gelegen sein; ich weiß wenig und zum Lernen bin ich zu alt. Aber zu schämen brauchen Sie sich meiner nicht.—

„Halten Sie ein, Charles, Sie thun mir weh. Ich schätze Sie sehr, sehr hoch — mehr noch — warum sollte ich es nicht gestehen?—es ist ein wärmeres Gefühl als Freundschaft, das ich für Sie empfinde —"

Christine rang die Hände.

„O hätten Sie sich doch an dem genügen lassen, was Sie besaßen!" rief sie schmerzlich aus. „Nun ist Alles dahin!"

Sie stützte den Kopf in die Hand; Charles sah über ihr unbewegtes Antlitz Thränen rinnen.

Nach einer kurzen Pause nahm sie wieder das Wort: „Es schickt sich schlecht für mich, zu weinen. Lange schon habe ich gewußt, daß die Minute kommen würde, in der Sie rathlos, ziellos von mir gingen; ich habe Zeit gehabt, mich darauf vorzubereiten. Doch ehe Sie gehen, Charles, sollen Sie wissen, was uns trennt. — Achtzehn Jahre war ich alt, als dasjenige über uns hereinbrach, was die Thoren um uns her ein überschwängliches Glück nannten. Mit einem Schlage wurden wir reich. Die guten Engel entwichen aus unserem Hause und die bösen zogen ein. Und wie haben sie gewüthet! Nach einer Woche war mein Vater todt; wiederum einige Tage später hatten wir an meiner Mutter eine Irre zu hüten. Mein Bruder Johannes schoß wild ins Kraut; über Nacht gleichsam kamen alle Laster an ihm zur Blüthe. Unsere Mutter war eine harmlose Kranke; an Aufsicht fehlte es ihr nicht tags über; sie hätte noch lange leben können. Unglücklicher Weise aber besaß sie das Vermögen, welches uns zugefallen war ......Mein Bruder brauchte viel Geld, immer mehr Geld. Ich, der Mutter rechte Hand, sperrte mich gegen seine Forderungen. Da wollte er sie entmündigen lassen, in seinem Unverstande wähnend, es werde ihm dann der Griff in die volle Truhe freistehen. Den Gedanken hatte ihm Gott eingegeben; ich aber, alleinstehend, unberathen, unwissend und eigensinnig, — ich hintertrieb diese Maßregel, in der mein kindischer Kopf etwas Entehrendes für uns Alle erblickte. Der Kampf im Hause dauerte fort, wuchs täglich an Heftigkeit — schließlich half sich Johannes selbst."

Christine beugte sich zu Charles hinüber und fuhr flüsternd fort: „Eines Morgens in der Frühe wurde ich durch ein Geräusch im Nebenzimmer, unserer Mutter Schlafkammer, aufgeweckt. Leise eintretend, sah ich mit diesen meinen Augen—"

„Genug!" unterbrach Charles die Stockende. „Es ist nicht nöthig, daß Sie dem Entsetzlichen Worte geben! Von dieser That hat Lore Will gewußt: ich verstehe."

Christine nickte.

„Der Unselige muß im Rausche geplaudert haben," sagte sie. „Doch hören Sie zu Ende. Ich kam zu spät. Ein Starrkrampf ergriff mich, als Johannes vom Bette der Todten zurückfuhr und mir plötzlich klar wurde, was geschehen war. Seit jenem Augenblick versagten die Muskeln in meinem Gesichte den Dienst; in eine Maske, starr und ausdruckslos, verwandelte der jähe Schreck meine Züge. Daher das Trugbild meiner unerschütterlichen Fassung in allen Lagen des Lebens. Und ich empfinde so lebhaft, so tief wie Eine — Freude und Leid wechselt in mir — Neigung und Abneigung bewegen mich — Niemand aber sieht es mir an — vorsichtig, mühevoll muß ich Alles in Worte kleiden, was ich mittheilen möchte, und werde doch beständig mißverstanden, falsch gedeutet, weil mir die erläuternde Gebärde fehlt. Nicht einmal lächeln kann ich, und deshalb lächelt auch mich Niemand an; selbst die Kinder machen mir ein ernstes Gesicht, so freundlich ich mich ihnen auch nähern mag — doch zurück zu meiner Erzählung. Sobald der Krampf von mir wich, floh ich in das Haus meiner Freundin Johanna Zurmühlen. Dort berichtete ich, wir hätten soeben unsere Mutter todt im Bette gefunden. Mit voller Ueberlegung log ich. Nicht etwa aus übertriebener Liebe für den Verbrecher; Johannes war mir entfremdet; gleichgültig war mir, was aus ihm werden möchte. Nein: an mich selbst dachte ich, nur an mich. Ich vergegenwärtigte mir die Folgen, welche das Bekenntniß der Wahrheit für mich haben würde; ich zitterte aus Furcht, die Unthat möchte von dem Arzte entdeckt werden, zitterte um meinetwillen; zurück eilend, half ich dem Bruder schweigend. Das Geheimniß, unser Geheimniß, ging mit ihr in das Grab."

Eine Weile schwieg Christine. „Und nun begreifen Sie, Charles ter Veen," fuhr sie dann fort, „daß ich nicht als Weib einem ehrlichen Mann angehören kann. Wiederholen Sie doch jetzt Ihre Werbung, wenn Sie es vermögen! — Sie schweigen; ich seh' es Ihnen an, daß Ihnen graut vor der Hand, die Sie soeben noch sehnlichst zu besitzen wünschten. Ja, mein lieber Freund, das ist nicht zu helfen; mir nicht, Ihnen nicht. Unsere Wege gehen von nun an auseinander."

„Arme Christine! Aus tiefster Seele bedauere ich Sie!"

„Verstehen Sie jetzt das Leben, welches ich führe? Ich mühe mich, den Fluch, der an jenem Gelde hängt, in Segen zu verwandeln; was ich besitze, verwalte ich für die Armen. Das ist meine Buße. Sie reinigt mich nicht, ich weiß es. Und wenn ich noch tausend Jahre lang ein gutes Werk auf das andere häufen könnte, der Makel, der an meiner Seele haftet, würde darum doch nicht von mir weichen. Begnadigen kann mich nur Einer — dereinst, wenn wir Alle zitternd vor seinem Throne stehen!"—

Undeutlich, aus verwirrten Sinnen, sah Charles die unglückliche Freundin vor sich stehen, die gefalteten Hände emporgehoben. Wie er Abschied genommen, wußte er nicht; er befand sich auf der Straße, als er wieder zu sich selbst kam.

VIII.

Wenn einem Landmanne, der in der Nähe eines Gebirgsbaches Haus und Aecker besitzt, durch eine herabbrausende, ungeheure Wasserwelle in einem Nu seine Gebäude hinweggefegt, seine Felder fußhoch mit Schutt bedeckt werden, und er allein, der Einzige weit und breit, hat durch ein Ungefähr das nackte Leben gerettet,—so kann solchem Landmanne nicht verzweifelter zu Muthe sein, als Charles ter Veen, indem er jetzt durch die Straßen irrte.

Zum Regen hätte sich heftiger Wind gesellt; ein gewaltiger Herbststurm fuhr über die Dächer, sauste hinab in Straßen und Gassen und rüttelte an Allem, was nicht niet- und nagelfest war.

Charles achtete nicht auf das Heulen und Pfeifen der wild umherjagenden Luft, nicht auf die Güsse von schweren Tropfen, die an freien Stellen auf ihn niederstürzten. Er dachte nicht daran, ein Obdach aufzusuchen. Den aufgespannten Schirm mit beiden Händen haltend, kämpfte er gegen Wind und Wetter. Was soll nun aus mir werden? — diese Frage erfüllte ihn bis an die Grenzen seines Denkens und machte ihn unempfindlich gegen Alles, was um ihn her vorging. Was soll aus mir werden? Und keine Antwort kam, keine.

So irrte er umher, ein Geistesabwesender. Auf seltsamen Umwegen führte ihn die Macht der Gewohnheit zum Theater. Die Augen auf den Boden geheftet, durchschritt er Vestibül und Corridor. Ein lustiger Chor, der von der Bühne herüberklang, erweckte ihn aus seinem Sinnen; mit der Empfindung des Abscheus machte er Kehrt und floh zurück in das Unwetter.

Was soll aus mir werden? — Noch immer keine Antwort.

Als Charles das nächste Mal zu sich selbst kam, befand er sich in dem Hause, worin Lore Will's Leiche lag. Ein Brett knarrte unter ihm; schon war er in der Mitte der Stiege, die er so oft betreten hatte, um sich oben von der geschmeidigen Gauklerin unterhalten zu lassen. Er schauderte zusammen, wandte sich eiligst um und stieg hinab.

Hinter ihm, oben über dem Geländer, erschien der buschige Kopf von Schmitz. Der verlumpte Mensch rief ein paar Worte in die Kammer, wo sein Weib mit der Leiche ihrer früheren Mietherin beschäftigt war, griff seine Mütze auf und schlich Charles nach, dicht an den Häusern entlang. Aus der plötzlich geöffneten Thür einer kleinen Schenke taumelte ihm einer seines Gelichters entgegen, ein Strolch wie er. Die Beiden prallten gegeneinander und erkannten sich erst als Kumpane, nachdem Jeder schon die Faust erhoben hatte. Schmitz ergriff den Andern beim Arm, bedeutete ihm, keinen Lärm zu machen, und zog ihn mit sich fort, den Mund an sein Ohr legend und eifrig flüsternd.

Vor ihnen der Wanderer hatte sich wieder in seine innere, lichtlose Welt verloren; seine Sinne schliefen. Mechanisch bewegte er sich vorwärts; eine Art von Instinct lenkte ihn auf Wege, die er öfter betreten. So gelangte er zur Rheinau. Ein Windstoß riß ihm den Schirm aus den Händen; er senkte den Kopf und schritt weiter, nun auf dem Heimwege. Um ihn war gänzliche Oede; rechts schimmerte die breite Fläche des eilenden Stromes.

Hier ersahen die beiden Strolche ihre Gelegenheit; sie schnitten ihm den Weg ab und stürzten sich auf ihn. Im ersten Anprall rissen sie den vollständig Ueberraschten zu Boden; dann aber, in der Gefahr seine Besinnung wieder gewinnend, im Nu seine Kraft zusammenraffend, sprang Charles in die Höhe. Mit Wuth faßte er einen Angreifer und rang mit ihm; der Straßenräuber, nicht gefaßt auf solch' heftigen Widerstand, wehrte sich nur schwach. Es gelang Charles, seinen Hals zu umklammern; der Erstickende stöhnte, röchelte und streckte die Arme machtlos von sich. Da lockerten sich plötzlich die Hände an seiner Kehle und ließen ab von ihm; ächzend brach Charles zusammen; über das Opfer fielen die Raubthiere und leerten seine Taschen.

Charles wußte nicht sogleich, was ihm geschehen war; erst, als die Plündernden ihn in ihrer Gier auf dem Boden umherwälzten, als sei er bereits ein Todter, merkte er, daß er einen Stich in den Rücken empfangen hatte. Das Athmen wurde ihm schwer; wie ein Nebel legte es sich vor seine Augen. Wie im Traume fühlte er, daß er emporgehoben, daß er hinweggetragen wurde; einen Moment schwebte er in der Luft; dann schlugen die Fluthen des Rheins über ihm zusammen.

Die Mörder enteilten; sie sahen nicht mehr, daß Charles, durch das kalte Wasser wiederbelebt, auftauchte. Er versuchte zu schwimmen; doch konnte er die Arme nicht gebrauchen; ein krampfhafter Schmerz zog sich durch seine Brust, als er sie vor sich ausstreckte, so daß er hätte laut aufschreien mögen. Indessen glückte es ihm, sich auf den Rücken zu werfen. Während er rasch stromabwärts trieb, arbeitete er sich an das Ufer. Er traf auf eine Treppe und klomm empor, auf jeder Stufe rastend. Endlich, endlich war er oben; matt wie ein Sterbender streckte er sich am Boden aus.

Noch immer brauste der Wind, noch immer fiel der Regen in Schauern. Von fernher, über die dunkle Fläche des gurgelnden Stromes, sah der Schwerverwundete Lichter blinken, gelbe Punkte, das jenseitige Ufer säumend, aus dem Wasserspiegel aufschimmernd wie zitternde Sterne. Es fror ihn; seine Zähne klapperten aufeinander. Er versuchte, um Hilfe zu rufen; aber seine Stimme klang so fremd und hohl, daß er davor erschrak. Auch verwehte sie der Wind vor seinem Munde. Nutzlos war es, daß er sich anstrengte; warten mußte er, geduldig warten, bis die lange Nacht ihr Ende erreichte, ehe er gefunden wurde, wo er lag, — warten, bis die langsam wandernde Sonne wieder heraufkomm im Osten, hoffnungspendendes Licht weit vor sich her sendend.

Die Sonne! Würde er sie noch einmal wiedersehen?

Charles spürte heiße Blutwellen durch seine Adern rinnen; der Puls an seinen Schläfen begann zu hämmern; im Fieber glühten seine Wangen. Da stand sie, hoch am Firmament, vor seinen schmerzenden Augen: die Sonne, die Herrscherin des Tages, die Weckerin des Lebens und der Luft. Es war nicht des Nordens ärmliches Gestirn: die glühende Leuchte der Tropen war es in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit. Und unter ihr — dort — welch' ein Anblick! Aus tiefblauem Meer aufsteigend, die Küste von Java! Ueber einen dunkelgrünen Gürtel von Mongrovebäumen wuchs das fruchtbare Land empor, geschmückt mit Palmenhainen, überragt von wolkenhohen Spitzen schlummernder Vulcane. Dort war die Rhede von Samarang; wunderlich geformte Fahrzeuge mit Bambusmasten und geflochtenen Segeln gaukelten ihm entgegen und neigten sich vor ihm, mit der Dünung des ruhig athmenden Oceans sich hebend und senkend; immer näher schossen sie heran mit ihrer goldhäutigen, wimmelnden Besatzung; Zurufe in malayischer Sprache klangen herüber—

Dort war Charles zu Gast gewesen lange Jahre; als ein unaufmerksamer, zerstreuter Gast hatte er in diesem Paradiese verweilt. Als Fremder war er gekommen, als Fremder war er gegangen. Zurückgewandt blieb sein innerstes Denken zu der verlassenen Heimath; dahinlebend wie im Halbschlummer wartete er auf ein Glück, das die Sterne des Nordens für ihn hüteten. Immer lag ihm der Anfang seines eigentlichen Lebens in der Zukunft, und dabei bemerkte er nicht, wie die Zeit dahinrann, ein ungenutztes Gut, mißachtet, gering geschätzt um eines Traumes willen, vergeudet in einem Frohndienste, der nur Gold als Lohn brachte, nur schnödes, elendes Gold, das dem Besitzer nicht ein einziges Herz zu gewinnen vermag, nicht das erbärmlichste Menschenherz auf dem ganzen Erdenrund—

O wie schön war die Insel im indischen Ocean! Wohl hätte sich auch dort ein Glück finden lassen, wie es überall auf Erden dem Bescheidenen bereit steht, — ein Glück, das die Gegenwart ausfüllt und in der Erinnerung sonnig nachglüht. Vorbei, vorbei! Der todtwunde Mann am Ufer des Rheins, des Morgens harrend, der, o wie lange! auf sich warten ließ, suchte vergebens nach einem einzigen Tage in seinem Leben, den er noch einmal sich geschenkt zu sehen wünschen könnte.

Von der Qual dieser Gedanken erlöste ihn der Schlaf, der letzte, der treueste Freund aller Leidenden. Menschen waren um ihn, als er im Hellen erwachte. In kurzen Sätzen, mühsam redend, erzählte er, was ihm widerfahren war.

Ein Tragkorb wurde herbeigeschafft. Wohin? fragte Charles. — In das Hospital, war die Antwort. — Fräulein Großkopf, flüsterte er und wiederholte ungeduldig den Namen mehrmals, als man ihn nicht sogleich verstand. Jemand versprach, die Dame sofort zu benachrichtigen; da streckte sich der Uebermüde auf den Decken in der Bahre aus und schloß die Augen.—

Der Hospitalarzt bemerkte keine Veränderung in dem ihm wohlbekannten Gesichtszügen Christinens, als dieselbe ihm gegen sieben Uhr auf dem Corridor entgegentrat. Aber ihre Stimme zitterte von verhaltenen Thränen bei der Frage, wie es um den Unglücklichen stehe, der soeben am Ufer des Rheins schwer verwundet gefunden worden sei.

„Ich habe keine Hoffnung, ihn zu retten," erwiderte der Arzt; der Stich, den der von hinten in die Lunge bekommen hat, ist tödtlich. Die Wahrheit zu sagen: sein Ende steht jeden Augenblick zu erwarten."

„Wo ist er?" rief Christine. „Führen Sie mich zu ihm; ich muß ihn sehen!"

Schweigend ging der Arzt voran; hinter ihm schwankte Christine, nach der Wand tastend, um sich aufrecht zu halten. Leise öffnete sich eine Thüre vor ihr; sie winkte dem Arzt, zurückzubleiben und trat ein. Von dem Lager des Sterbenden erhob sich eine barmherzige Schwester, ging zum Fenster und blieb dort abgewandt stehen.

„Charles!" kam es wie ein Wehschrei von Christinens Lippen.

Der Schlummernde öffnete die Augen und sah sie groß an.

„Du bist es, Christine!" sagte er mit einem glücklichen Lächeln. „Ich wußte, daß Du noch kommen würdest."

Fassungslos rang Christine die Hände. „Dies ist mein Werk!" stöhnte sie jetzt.

„Nicht Dein Werk," erwiderte Charles mit Anstrengung; „mein Schicksal ist es. Gekommen ist es unabwendbar, wie es kommen mußte. Hell sind meine Augen, wie nie, Christine. Deutlich seh' ich, wie sich Alles aneinander fügt. Die Kette ist zu Ende; das neue Glied ließ sich nicht schmieden."

Christine hatte sich auf den Rand des Bettes gesetzt und hielt Charles' linke Hand in ihren beiden.

Einen Augenblick schwieg er, unverwandt sie anblickend. Dann flog ein Lächeln über sein Gesicht und er sagte: „Ihr nanntet mich das Kind aus Asien; eine der jungen Damen hat mir's verrathen. Das hat mir erst weh gethan; weil ich dem Aussehen nach ein Mann war, hielt ich mich für erwachsen. Jetzt seh' ich ein, wie passend der Name war. Als ein Kind mit ergrauenden Haaren kam ich zu Euch; kindisches Ergötzen suchte und fand ich; Nichtiges beschäftigte mich; flüchtige Lust füllte mein Sinnen und Denken. Ein Fremder wäre ich unter Euch geblieben immerdar, ausgeschlossen von dem besten, tiefsten Theil Eures Lebens. Da ist es denn besser, ich reise wieder von dannen; vielleicht finde ich dort, wo ich landen werde, meines Gleichen. Meinst Du nicht auch, Christine?"

„Den Kindern gehört das Himmelreich," antwortete Christine unter Thränen.

„Du bleibst zurück, einsam zurück," begann Charles wieder nach einer Weile. „Mir bangt um Dich, da ich Deine Lasten kenne. Was wirst Du noch zu dulden haben, ehe Du da ankommst, wo ich mich befinde, ehe Du den letzten Schritt thun darfst, mit welchem alle Sorge, alle Qual entweicht! Arme Christine!"

„Bedaure mich nicht; freundlicher wird mein Leben werden, als es gewesen ist. Denn ich verliere Dich nicht, jetzt nicht; des abgeschiedenen, des seligen Freundes darf ich in Liebe gedenken—"

„Liebe," wiederholte Charles leise. „Sage das Wort noch einmal. Liebe — darauf habe ich gewartet — aber rasch, Christine; schon hat das Wort mich von der Küste gelöst; ich schwimme; ich treibe hinaus in die unendliche See—"

Christine beugte sich nieder und küßte ihn.

„Ich liebe Dich," hauchte sie.

Charles ter Veen antwortete nicht mehr. Als Christine sich wieder aufrichtete, hatte das Kind aus Asien das Land der Lebendigen verlassen.

(Ende.)

Ein verkanntes Genie.

Wenn man die große Friedrichstraße in Berlin entlang geht, so kann man mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, einem kleinen, verwachsenen Männchen mit kurz geschnittenem grauen Kinnbart zu begegnen. An der Brust trägt es auf dem schäbigen Rock, der bereits in allen Farben schillert, eine Tafel mit der mitleiderregenden Aufschrift: „Grauer Staar." Aber man würde irren, wollte man in dem Homunkulus einen Unglücklichen vermuthen. Nein, sein einziges Auge blickt so vergnügt in die Welt hinein, als ob der Alte gar keine Ursache hätte, mit dem lieben Gott zu hadern. Und warum sollte er auch? Hat er doch eine Trösterin in seiner Armuth, die ihn alle Mühsal leicht ertragen läßt: die Kunst. Freilich giebt es Viele, die da behaupten, Gott habe ihn im Zorn zum Sänger gemacht, aber was verschlägt es ihm? Wenn er nur an sich glaubt — und er glaubt an sich, trotzdem ihm bereits zu wiederholten Malen vor Gericht in öffentlicher Sitzung gesagt wurde, daß sein krächzender Gesang das Publikum belästige. Auch jüngst konnte ihm der Vorsitzende der Berufungskammer des Landgerichts I, vor welcher er die Aufhebung der gegen ihn wegen Bettelns vom Schöffengericht erkannten Haftstrafe von dreißig Tagen zu erstreiten hoffte, diesen kränkenden Vorwurf nicht ersparen. Wie heißen Sie? fragte der Vorsitzende. — Angekl.: Ick bin der Sänger Friedrich Wilhelm Schmidt un bin am 11. 9. 26 jeboren. — Vors.: Haben Sie je einmal Gesangunterricht genossen? — Angekl., Ja woll, der Direktor Engel hat mir ausjebildet und dann hab' ick bei Kroll drei Jahre jesungen. — Vors.: So? Bei welchen Aufführungen? — Angekl.: Wie et jrade kam, meerschtendeels natierlich komisch. — Vors.: Warum haben Sie diese Thätigkeit später aufgegeben? — Angekl.: Ick wollte mein anderes Jeschäft nich vernachlässigen. — Vors.: Was für ein Geschäft? — Angekl.: Ick bin nämlich ooch'n jelernter Seiler un dann wurde ick Roßhaarspinner. — Vors.: Dann wandten Sie sich wieder der Kunst zu? —Angekl.: Nee, denn handelte ick mit Petroleumfässer.—Vors.: Warum wurden Sie schließlich wieder Sänger? — Angekl.: Ick habe Reißen im Arm und bin uf een Ooge blind und kann also nich anders arbeiten.—Vors.: Sie haben Ihr Gewerbe als Sänger angemeldet? — Angekl.: Ja woll. — Vors.: Haben Sie die Gewerbesteuer regelmäßig bezahlt? — Angekl.: Hoher Jerichtshof! Die Musik is 'ne freie Kunst, die darf nicht besteuert werden. Ick singe Jedem wat vor, wer et hören will, und bin als juter Mensch bekannt, denn, „wo man singt, da laß Dir ruhig nieder."—Vors.: Ja, Sie sollen aber ein so entsetzlich kreischendes Organ haben, daß sich das Publikum über Ihren Gesang auf den Straßen und in den Höfen schon oft beschwert hat? — Angekl.: Hoher Jerichtshof, ick bin ville draußen, sitze ofte in der Kälte uf die Straßenbänke; wo soll da der Orjan herkommen? — Vors.: Nun gut, dann sollten Sie sich aber um so mehr selbst sagen, daß Ihr Gesang das Publikum nicht befriedigen kann. — Angekl.: Hm! Die Leute wundern sich, wo ick woll so lange bleibe, wenn ick mal nich komme. — Vors.: Ihre krächzende Stimme soll ja sogar einen Auflauf verursacht haben, weshalb Sie vor dem Schöffengericht sogar wegen groben Unfugs schon einmal angeklagt, aber freilich freigesprochen wurden.—Angekl.: Ach wat, Auflauf. Die Leute hören mir jern und da kommen se. — Vors.: Sie sollen ferner mit Ihrem Singen die Leute auf den Straßen angebettelt haben.—Angekl.: Nee, ick singe selbstredend nich umsonst; lieber Jott, umsonst is der Tod, un ooch der kostet 't Leben. Et is ja traurig jenug, det die Kunst nach Brot jehen muß. — Vors.: Sie strecken aber bei dem Gesang Ihre Hand wie bittend den Vorübergehenden entgegen.—Angekl.: Nee, ick schlage man blos den Takt un da mache ick verschiedene Bewegungen, je nachdem ob ick det hohe C oder det A singe. Und denn sagen Sie mal selbst, ob ick immer die Hände in die Taschen halten kann? Nee, det kann ick nich, ick muß ins konträre Jejentheil bei det schöne Lied: „Nur Du allein" mir mit Jrazie bewegen und bei's „Jottvertrauen" hinwiederum mit 'ne jewisse Würde. Aber betteln, nee, det duh ick nich.—Vors.: Gut, Sie beanspruchen für Ihren Gesang bei den Vorübergehenden Geld: Ihre Leistung ist aber nach der allgemeinen Ansicht durchaus nicht darnach, daß Sie dafür eine solche Gegenleistung beanspruchen konnten. — Angeklagter: Wer Jehör hat, dem jefällt mein Jesang, un wer keens hat, für den hätt' ooch der selige David seine Psalmen umsonst singen müssen. Ick huldige den Jrundsatz: Singe, wem Jesang jejeben, und wer et nich kann, der soll et bleiben lassen. Wenn et Leute jiebt, die mir jern hören, wat kann ick davor? Anders arbeiten kann ick nich, ick bitte also um Freisprechung. — Der Gerichtshof bestätigte aber das erstrichterliche Erkenntniß, weil es bereits gerichtskundig sei, daß der Angeklagte, der schon sehr oft wegen seiner Gesangsvorträge auf der Anklagebank saß, eine unleidliche Stimme habe und mit seinen Gesängen nur den Zweck verfolge, das Mitleid des Publikums zu erregen, um Almosen zu erhalten. „Jetzt jeh' ick nach Leipzig," sagte der gekränkte Künstler beim Verlassen des Gerichtszimmers. „Nein, beim Kammergericht müssen Sie die Revision einlegen," belehrte ihn ein Kundiger. „Na, denn auf's Kammerjericht, mir kost' et ja nischt," erwiderte der Alte und eilte davon.

Die verlorene Hütte.

Die „verlorene Hütte" und die angeblich fabelhaften Goldschätze in der Nähe derselben werden im nächsten Frühjahre einen Strom von Glücksjägern in das Thal des Baches Hoo Doo im Gebiete Wyoming locken, wie dies im vorigen Jahre die übertriebenen Gerüchte von reichen Goldfunden in der Umgebung von Coeur d'Alene in Idaho gethan haben. Die verlorene Hütte hat seit Jahren die Gedanken der Abenteurer in Wyoming beschäftigt und ist endlich von einem gewissen Joe Jones entdeckt worden. Sie befindet sich in dem gebirgigen Theile von Fremont County zwischen dem Wind River und dem Bache Hoo Doo, und ist ein verfallenes, aus roh behauenen Baumstämmen hergestelltes Blockhaus ohne Eingang, das in den Wänden kleine Löcher hat, die gleichzeitig als Fenster und Schießscharten gedient haben mögen. Zahlreiche Kugeln, die in den die Wände bildenden Stämmen stecken, erzählen von Kämpfen, welche die Bewohner der Hütte zu bestehen hatten.

Ueber die Errichtung des so lange erfolglos gesuchten Baues verlautet folgendes: Vor 25 Jahren bezog eine auf einem Jagdzuge befindliche Bande Sioux am Big Horn und unweit der Schlucht des Hoo Doo ein Lager und lag dem Fischfange ob. Im Sande entdeckten sie gelbe Körner, die sie für Gold hielten; größere Brocken desselben Metalls saßen unter dem Sande am Gesteine fest und wurden von den Indianern mittels ihrer Jagdmesser losgebrochen. Der Fischfang war vergessen, Alt und Jung sammelte Gold. In dieser Beschäftigung wurden die Sioux von einer Bande Krähen-Indianer überrascht und nach kurzem Kampfe von dem Platze vertrieben. Sie kehrten nach ihrer Reservation zurück und erregten durch das Gold, das sie bei sich führten, — die gelben Körner bestanden in der That aus dem begehrtesten aller Metalle—ungeheure Aufregung unter den wenigen dortigen Weißen. Die letzteren versuchten vergeblich, den Fundort der Körner zu erkunden.

Durch die Weißen verbreitete sich die Nachricht von dem Goldfunde in der weiten Umgebung, aber damals trieben sich dort so zahlreiche, feindselige Indianerbanden umher, daß Niemand wagte, die Gegend auf's Gerathewohl nach dem goldhaltigen Lande durchzusuchen. Dies blieb so, bis die Schwarzen Berge der Ansiedelung eröffnet wurden. Dann, und zwar 1877, zogen Dutzende von Trupps von Abenteurern nach dem Big Horn und dem Hoodoo, und von den meisten von ihnen hat man nie wieder etwas gehört. Gegen Ende 1877 kam, erschöpft und krank, ein Weißer nach Fort Washakie und erzählte, daß er und vier Kameraden am Wind River Gold gefunden und gegraben hätten, daß sie von Indianern überfallen worden und daß er der Einzige sei, der dem Tode entronnen. Der Mann erzählte weiter, er und seine Kameraden hätten in der Nähe des Goldlagers ein festes Blockhaus errichtet, seien aber über der Arbeit überrascht worden, denn in jenem Hause hätten ihnen die Indianer nichts anhaben können. Er beschrieb den Platz und den einzuschlagenden Weg ziemlich genau, hatte aber auf der eiligen Flucht kein Gold zu sich stecken können und so erregte seine Mittheilung kein besonderes Interesse. Nachdem der Mann sich erholt hatte, verließ er das Fort. Später unternahmen es verschiedene Trupps von Weißen, Hütte und Goldlager zu suchen, kehrten aber sämmtlich ohne Erfolg zurück.

Trotzdem blieb die „verlorene Hütte" das Tagesgespräch in der ganzen Gegend und die Begierde, dieselbe zu finden, wurde zur Fiebergluth, als vor einem Jahre wiederholt Indianer in Fort Washakie erschienen und Goldkörner gegen Waaren umtauschten. Nur dadurch, daß man den Indianern nachschlich, konnte man den Platz, der ihnen das Gold lieferte, in Erfahrung bringen. Daß eine Rothhaut ein derartiges Geheimniß preisgeben wird, ist nicht zu erwarten, denn die Indianer betrachten alle im Lande befindlichen Metallschätze als ihr alleiniges Eigenthum; mögen sich letztere auf ihren Reservationen befinden oder auf Land, das den Weißen oder der Regierung gehört, — die Weißen haben nach der Indianer Ansicht nur das Recht, das Land als Weideland oder für den Ackerbau zu benutzen.

Ein gewisser J. B. Osborne hatte seit Jahren alle Mittheilungen über die „verlorene Hütte" gesammelt und glaubte hiernach, die Stelle der letzteren ziemlich genau bestimmen zu können. Im vorigen Frühjahre brachte ein gewisser Pickles eine Rinderheerde nach dem Thale des Hoo Doo, an ihn verdingte sich Osborne als Viehtreiber, und machte gleichzeitig einem Bekannten, Joe Jones, einem Manne, der schon in anderen Theilen des Landes in Goldminen gearbeitet und Erfahrung hat, den Vorschlag, er solle sich ihm anschließen, nach seinen — des Osborne — Weisungen nach der verlorenen Hütte und der Goldader oder dem Goldsande suchen, er werde dafür sorgen, daß es ihm nicht an Proviant mangele. Spät im Herbste hat Jones die Hütte, wie ihr Aeußeres oben kurz angedeutet ist, gefunden. Durch die erwähnten Löcher in den Wänden konnte kein Mensch schlüpfen. Einen Eingang mußte es geben und schließlich fand Jones einen solchen, der ungefähr hundert Fuß von der Hütte in die Erde führt, unter Gebüsch verborgen ist und einem Manne das Kriechen auf Händen und Knien ermöglicht. Auf diesem Wege gelangte Jones in das Innere der Hütte und fand dort eine Anzahl Werkzeuge, wie sie bei der Bearbeitung goldhaltiger Quarzadern gebraucht werden, sowie eine große Quantität Sprengpulver, und die Knochen von Speckseiten, sowie die Ueberreste von Mehlsäcken, auch ein leeres Schnapsfäßchen. Könnte man die Vertilgung der Nahrungsmittel Thieren zuschreiben, so spricht der Umstand, daß auch nicht ein Tropfen Schnaps mehr im Fasse war, dafür, daß die Indianer die Hütte und den Eingang zu solcher entdeckt haben, nachdem sie 1877 die dort arbeitenden Goldgräber bis auf Einen ermordet hatten. So erklärt es sich auch, daß sich nicht ein einziges Goldkörnchen in der Hütte befand. Bei näherer Untersuchung der Umgebung der Hütte fand Jones ein Skelet, mit einem Kugelloche in der Stirn und menschliche Knochen, die augenscheinlich von Thieren auseinandergerissen worden sind. Einem noch erkennbaren Pfade folgend, kam Jones an den Hoo Doo und fand an dessen Ufern Quarzadern im Gestein, die er als goldhaltig erkannte. Einige Stücke, die er abschlug, bestätigten seine Vermuthung. Er und Osborne haben von dem meistversprechenden Theile des Bergabhangs sich so viel durch Abstecken und Besitzergreifung gesichert, als das Gesetz gestattet. Sie haben ihre Entdeckung nicht geheim gehalten und Hunderte rüsten sich allein in Rawlins und Umgebung, im Frühjahre die verlorene Hütte und das Goldlager aufzusuchen.

Ein unternehmender Schulmeister.

In Deutschland sind die Dorfschulmeister ein verdienstvolles, aber zahmes Geschlecht. Sie dürfen es mit dem Herrn Pfarrer, sowie mit dem hochwohlgeborenen Herrn Patron nicht verderben, und mit den reichen Bauern erst recht nicht. In letzterem Falle würden die Schlachtschüsseln zu klein ausfallen oder ausbleiben, auf die sie angewiesen sind, wenn sie auch wissen wollen, wie Fleisch schmeckt. In Amerika—dreimal täglich Fleisch, und das macht auch Dorfschulmeister unternehmend. In dem Dorfe Milford in Camden Co., N. J., unterrichtete der 23jährige Schulmeister Ralph R. Hargreaves die lieben Kinder in allem Guten. Die 16jährige Fanny Louise Sickles, die Tochter des reichsten Bauern im ganzen Dorfe, ist sehr talentvoll, sie wurde die Lieblingsschülerin und schließlich die Liebste des Lehrers. Mittwoch voriger Woche kam der alte Pemberton C. Sickles hinter die Geschichte und sperrte die Tochter ganz einfach in einer Oberstube seines stattlichen Farmhauses ein. Fanny brachte es fertig, ihren Schulmeister von der ihr widerfahrenden unwürdigen Behandlung in Kenntniß zu setzen und ihm mitzutheilen, daß sie bereit sei, mit ihm zu fliehen. Ihre Botin brachte ihr die Nachricht, daß Ralph den ganzen Sonntag im Schulhause auf sie warten und alles zur Flucht bereit halten werde.

Am Sonntage durfte Fanny mit den Eltern in die Kirche gehen und auch wieder mit am Familientische essen. Nach Tische hatte sie etwas außerhalb des Zimmers zu besorgen und war verschwunden. Dem alten Sickles dämmerte ein fürchterlicher Seifensieder auf. Er holte den Nachbar Dunlap, beide holten den Nachbar Brown, dieser steckte sich eine alte Reiterpistole in den Sack, und alle drei eilten nach dem Schulhause. Dort trat ihnen Ralph entgegen: „Was wünschen Sie, meine Herren?"—„Meine Tochter, Bube!" — „Die können Sie nicht kriegen" — schwapps warf Ralph die Thüre in's Schloß und schob den Riegel vor.

Sickles und Dunlap eilten im Wagen des Brown, der zunächst wohnte, nach dem 6 Meilen entfernten Camden, um sich Haftbefehle zu verschaffen. Brown stand vor der Schule mit seinem Reiterpistol Wache. Zwei Freunde Ralph's verließen durch eine Hinterthür das Schulhaus und kamen bald mit einem Wagen und zwei kräftigen Pferden zurück. Fanny und Ralph erschienen auf der Schwelle. Brown rief: „Keinen Schritt, oder ich schieße Euch Alle zusammen." Da war ein jüngerer Bruder Ralph's aus dem Wagen gesprungen und hatte Brown entwaffnet. Wüthend lief dieser nach Hause, seine Doppelflinte zu holen. Fanny, Ralph, dessen Bruder und ein Freund fuhren, was die Pferde laufen konnten, die Straße nach Camden dahin. Unmittelbar vor der Stadt kamen ihnen Sickles, Dunlap und der Squire Kerswell in einem Buggy entgegen. Der Zweispänner rasselte an ihnen vorüber. „Halt!" rief der Squire, „Ralph Hargreaves, Sie sind mein Gefangener." Dabei schoß er seinen Revolver in die Luft ab. „Wird sich nicht gut machen," entgegnete Ralph und schoß ebenfalls in die Luft. Durch die Schießerei war der Einspänner scheu geworden und es dauerte eine Minute, bis Pferd und Wagen eingelenkt waren.

Fort ging es, dem Zweispänner nach. Letzterer erreichte das Fährboot, welches unmittelbar darauf abstieß. Sickles, Dunlap und der Squire hatten das Nachsehen. Am anderen Ufer ging es nach Philadelphia hinein, vor das Girard House und mit frischen Pferden nach dem Bahnhofe, wo Fanny und Ralph gerade noch auf den nach Boston abgehenden Expreßzug springen konnten. Der alte Sickles hat nach Jersey City telegraphirt, man solle Fanny und Ralph verhaften,—beide haben sich aber in Trenton trauen lassen und sind jetzt auf der Hochzeitsreise. Ralph ist übrigens ein tüchtiger Mann, der etwas gelernt hat.

Gebrauchte Zahnbürsten.

Wenn man Jemandem die Wahl lassen wollte, sich in einem schon einmal gebrauchten Sarge begraben zu lassen oder sich der Zahnbürste eines Anderen zu bedienen, er würde sicherlich den secondhändigen Sarg der secondhändigen Zahnbürste vorziehen. Der Amerikaner liebt es im Allgemeinen nicht, schon gebrauchte Sachen zu kaufen, aber ohne daß er es weiß, macht er in Betreff der Zahnbürsten eine Ausnahme. In New York bestehen mehrere Geschäfte, welche Zahnbürsten, die zu vielen Tausenden in den Hotels liegen bleiben, durch besondere Reisende im ganzen Lande aufkaufen lassen, ihnen das Aussehen neuer Bürsten verschaffen und sie als solche in New York verkaufen und über das ganze Land versenden. Zahnbürsten bleiben noch häufiger liegen, als Regenschirme stehen. Die Zimmermädchen sammeln und verkaufen sie und zwar zum Preise von durchschnittlich 5 Cents per Stück. Sie erzielen hierdurch einen ganz hübschen Nebenverdienst, der bei einzelnen derselben bis zu $1.00 wöchentlich beträgt. Die Bürsten werden ein bis zwei Stunden in eine Chlorkalklösung gelegt, dann ausgewaschen und sorgfältig getrocknet. Mitunter wird auch durch theilweisen Ersatz der Borsten nachgeholfen. Eine elegante Bürste, die neu $1 kostet, liefern jene Geschäfte für 50 Cts., während ihre Kunden, die Kleinhändler, sie zum Preise neuer Bürsten verkaufen.

— In der Dachkammer eines armseligen Hauses zu Stockholm verstarb unlängst die vielgenannte romantische „Wasa Prinzessin" Helga de la Brache. Nach ihren Angaben war sie die eheliche Tochter König Gustav's IV. und seiner Gemahlin Frederika Wilhelmina, einer geborenen Badischen Prinzessin; mit großer Genauigkeit wußte die Verstorbene von ihrer Erziehung in Karlsruhe (nach der Exilirung des Königs), ihrer eigenen Ankunft in Schweden und ihren Kämpfen mit dem Bernadotte'schen Königshause zu erzählen. Es glückte ihr auch, längere Zeit Anhänger und Einfluß zu gewinnen, und besonders begann der Hof sich zur Zeit König Carls XV. lebhaft für die Verstorbene zu interessiren. Während mehrerer Jahre erhielt sie erst 1500 Kronen, später 3000 Kronen jährliche Unterstützung. Seit dem Regierungsantritte König Oskar's nahm aber diese Vergünstigung ein Ende, man begann genaue Nachforschungen nach dem Vorleben des Fräulein de la Brache anzustellen und hielt es damals für constatirt, daß sie „von höchst ordinärer und plebejischer Extraction" sei, geboren in Stockholm am 6. September 1817 und getauft auf den ganz gewöhnlichen Namen des Vaters Magnusson. Anna Florentine Magnusson gab jedoch niemals ihre Prätensionen auf, wie es ihr auch nie an Freunden fehlte, welche „den verwilderten Schuß des Wasa-Stammes" mit Hingebung unterstützten. Mit den Jahren wurde aber auch die Zahl ihrer Anhänger kleiner, die Unterstützungen kamen spärlicher, so daß die Verstorbene nebst ihrer einzigen „Hofdame" oft große Noth litten. Mit den Worten: „Der König, der König!" beendete Helga de la Brache ihre romantische Laufbahn.

Verschiedenes.

— Ein seltener Fall ereignete sich dieser Tage in Neutitschein, der die Gemüther in Aufregung hält und fast das ausschließliche Tagesgespräch bildet. Der dortige Schafwollenfabrikant A. Perl erkrankte an einer unscheinbaren Geschwulst der Oberlippe, die er einer Erkältung bei einem vorhandenen Schnupfen zuschrieb. Doch schon am nächsten Tage traten Erscheinungen auf, die den behandelnden Arzt mit ziemlicher Sicherheit vermuthen ließen, daß es sich hier um eine Milzbrandkrankheit handelte, eine Krankheit, die bei den Thieren wohl sehr häufig, höchst selten aber beim Menschen vorkommt und in hohem Grade ansteckend wirkt. Der behandelnde Arzt wurde in seiner Diagnose um so mehr bestärkt, als er freilich erst in Folge seines gemachten Ausspruches von der Umgebung erfuhr, daß Perl am Sonntag an einem eingesandten Wollmuster mehrmals gerochen und dabei erklärt habe, es sei eine sogenannte Sterblingswolle. Kurze Zeit darauf habe sich bei Perl ein Brennen unter der Nase eingestellt. Es unterliegt nun gar keinem Zweifel, daß die erwähnte Wolle von einem milzkranken Thiere herstammte, und daß sich Perl durch dieselbe inficirt hat, was um so leichter möglich war, als er gerade mit einem Schnupfen behaftet war und das Milzbrandgift mit größerer Leichtigkeit durch eine kleine Schleimhautwunde in den Blutkreislauf aufgenommen werden konnte, um hier eine sehr rasch zersetzende Wirkung zu entfalten. A. Perl ist bereits seiner furchtbaren Erkrankung erlegen.

— Ein neuer Sensations-Prozeß ist in Paris in Sicht. Es handelt sich um die Beseitigung einer Frau durch ihren Ehemann, den Blumenfabrikanten Ribout. Dieser hatte voriges Jahr, zwei Monate nach dem Tode seiner ersten Frau, eine seiner jungen Arbeiterinnen geheirathet, von der Jedermann wußte, daß sie schon zu Lebzeiten der Verstorbenen seine Maitresse gewesen war, und dadurch Verwandte und Bekannte verstimmt. Vor wenigen Tagen erhielt der General-Procurator der Republik einen anonymen Brief, in welchem Ribout mit Angabe näherer Umstände der Vergiftung seiner ersten Frau bezichtigt war. Nähere Nachforschungen ergaben, daß der Blumenfabrikant im Beginn vorigen Jahres bei einem Apotheker Herbstzeitlosen-Extract (Colchichine) verlangte, aber nicht erhalten hatte, weil das Gift nur auf ärztliches Verschreiben ausgeliefert werde, und daß Ribout kurz darauf einem Apotheker in Noisy-le-Sec, wo er ein Landhaus besaß, ein Dr. Guillaume unterzeichnetes Recept vorgewiesen hatte, durch das er sich ein Gramm Colchichine verschaffte. Dem Provisor erklärte er, er brauche die Substanz nur für seine Blumenfabrikation. Frau Ribout lebte dann nur noch wenige Tage und eine Woche später hielt der getröstete Wittwer, welcher heute in Untersuchungshaft sitzt, um die Hand der Madame Ribout II. an.

— Ueber Frauentracht hielt neulich O. Wilde, Mitglied des englischen Parlaments, in einer großen Versammlung eine Rede und meinte u. A.: Die Fabrikarbeiterin, das Wollentuch über den Schultern, versteht mehr von Toilette, als eine vornehme englische Dame, die ihren Bedarf aus Paris bezieht: die Eine kleidet sich bequem, die Andere unbequem. Ich berste vor Wuth, lese ich in den Zeitungen, daß diese oder jene Farbe modern sei. Ueber Farbenzusammenstellung entscheidet der Maler, gleichwie der Musiker die Instrumente zu beurtheilen im Stande ist. Eine Anzahl vornehmer Damen erwiderten diese zornige Auslassung, indem sie dem Politiker Karten ins Haus sendeten, mit der Aufforderung, er möge sie fortan mit seinem Besuche verschonen und seine Zeit bei den „eleganten Fabrikmädchen" verbringen.

— Ein in Rußland demnächst zur Einführung gelangender neuer Criminalcodex enthält in Betreff des Duells eine Reihe neuer Bestimmungen. Der neue Codex zählt das Duell zur Kategorie der Morde und wendet deshalb bei der Bestimmung der Bestrafung seine Aufmerksamkeit auf die etwaigen Folgen der Duelle. Die Verfasser motiviren ihre Ansicht durch folgende Gründe: Die Ausführung eines jeden Verbrechens und die dafür im Criminalcodex angesetzte Strafe wird durch die Absicht und den Willen des Verbrechers nach dem Gesetze bestimmt. Welche Absicht hat derjenige, welcher zu einem Duell herausfordert? Gewiß nur die, entweder seinen Gegner zu tödten oder ihm einen Schaden zuzufügen. Die Absicht, für einen guten Namen und Ehre einzutreten, bildet nur das Motiv der That, und das gewöhnlich nur von Seiten des einen Gegners. Obgleich das Duell die Absicht in sich trägt, seinem Gegner ans Leben zu gehen, für eine Beleidigung blutige Rechenschaft zu nehmen und deshalb der Grundidee unserer christlichen Religion widerspricht, so wird doch derjenige, der eine Herausforderung nicht acceptirt, für seine Ehre mit seinem Leben nicht einstehen will, als Feigling angesehen. In Anbetracht dessen stellt der neu projectirte Criminalcodex folgende Punkte auf: 1) Die Duellanten, die sich keinen Schaden zugefügt, werden auf nicht mehr als ein Jahr Gefängniß verurtheilt. 2) Die ihrem Gegner eine schwere körperliche Verletzung zugefügt, sind zu zwei Jahren und nicht mehr zu verurtheilen. 3) Diejenigen, die ihren Gegner getödtet, werden zu nicht mehr als vier Jahren verurtheilt, wenn jedoch die Bedingungen des Duells auf Leben und Tod gestellt sind, so unterliegen sie einer Strafe von nicht mehr als sechs Jahren Gefängniß. 4) Wenn die Duellanten auf dem Platze erschienen und die Waffen entblößt sind, jedoch das Duell aus irgend einem Grunde verhindert wird, so unterliegen sie einem Arrest von nicht mehr als drei Monaten. 5) Bei Duellanten, die sich ohne Secundanten schlagen, wird die Strafe um das Doppelte verschärft und tritt bei den unter Punkt 3 angeführten Bedingungen Verschickung zur Ansiedelung ein.

— Der Berliner Jägerianer-Verein hat eine statistische Volkszählung seiner Getreuen vorgenommen, welche sehr stattliche Namen aufzuweisen hat. Zu den Strengwollenen gehört Dr. Förster vom Deutschen Theater, dessen Kleidung stets streng nach den Vorschriften des Wollregimes verfertigt ist, vorausgesetzt—daß er nicht spielt. Derselbe benützt zum Schlafen auch das vorschriftsmäßige Bett aus Kameelhaaren, übrigens ein sehr angenehmes Lager. Auch Feldmarschall Graf Moltke ist Wollener; die Uniform wird in allen ihren Theilen aus Wollstoff gearbeitet; Unterkleidung wie Bett sind ebenfalls nach Professor Jäger's Vorschrift hergestellt. Theilweise Anhänger sind die Minister Maybach und Scholz, deren Oberkleider und Uniformen nach Jäger'scher Vorschrift gefertigt sind. Zu den strengwollenen Damen gehört die Gräfin Pourtales. Die Wollkleidung soll namentlich bei Fettleibigkeit eine vermindernde Wirkung ausüben. Ach, ich weiß nicht, mir ist heut so wollig.........

— Mitleid. „Mutter, schau nur, wie es die armen, armen Hühner friert! Willst Du sie nicht braten?"

An eine Delikatessen-Ladnerin.

Was ist Schinken, was ist Pumpernickel,
Was Geflügel, Trüffeln und Mix pickles—
Gegen Dich, Du wunderschöne Maid?
Was sind Feigen, Datteln und Melonen,
Was Orangen, Aepfel und Citronen
Gegen Deiner Wangen Lieblichkeit?!

Ja, mich reizt nicht Käs', nicht Cervelate,
Du nur bist das einzig Delikate,
Du erregest meines Herzens Durst!
Bricken, Lachse, Hummer, Häring', Aale,
Austern selber sind mir ganz egale,
Wie die schönste Gänseleberwurst!

Kron-Sardinen, Flundern, Anguillotten,
Anchovis, Sardellen, Kieler Sprotten,
Alles acht' ich gegen Dich für nichts.
Wie ist Alles gegen Dich so fade!
Nicht vertausch' ich Thee und Chocolade
Mit den Reizen Deines Angesichts.

Zwieback, Caviar, Bisquit, Conserven,
Alles wollt' ich gern bei Seite werfen,
Und auf Alles leist' ich gern Verzicht.
Aber Dich nur liebe ich zum Fressen,
Denn von allen den Delikatessen
Ist Dein Herz das reizendste Gericht.

— A.: „Ich sage Dir, so eine Frau wie die meinige findest Du auf der Welt nicht mehr. Noch nie hat sie mir eine Gardinenpredigt gehalten, wenn ich auch noch so spät heimgekommen bin!" — B.: „Ja, wie kommt denn das?"—A.: „Ich nehm' sie immer mit!"

— Ein schüchterner Bräutigam. „Ich sage Ihnen, der Bräutigam meiner Tochter ist der schüchternste Liebhaber, den Sie sich vorstellen können. Ich bin überzeugt, er küßte alle Mädchen von der Welt eher, als seine Braut!"

— Was kann ich dafür. „Aber mein Herr, warum spucken Sie denn in Einem fort aus?"—„Was kann ich dafür, mein Fräulein, wenn mir bei Ihrem Anblicke das Wasser im Munde zusammenläuft?"

— Guter Rath. „Nun, wie gefällt Euch Euer neuer Schultheiß, Habermüller?" — „Wie wird er uns gefallen? Neue Schuhe drücken eben!" — „Ah bah! Ihr müßt sie eben schmieren, wie die alten auch!"

— „Nun, sind Sie mit Ihrem neuen Stammlokal zufrieden?" — „Ja. Nur für die Bequemlichkeit der Gäste hätten Sie mehr thun sollen. Durch das Fenster da hinten kann man ja keinen Menschen hinauswerfen!"

— Auf dem Pferdemarkt. — „Isaac, das Reitpferd möchte ich Euch wohl abkaufen. Ist es schon im Geschirr vor dem Wagen gegangen?" — „Gott meiner Väter! Werd' ich doch nicht spannen so e faines Pferdche vor den Wagen!" — „Aber wooher kommt denn diese vom Riemenzeug kahl gescheuerte Stelle?" — „Das ist e Erbfehler in der Familie."

— Nach dem Gewicht. „Aber, lieber Freund, ich kann wirklich nicht begreifen, wie Sie eine solche Frau nehmen mochten, und noch dazu eine Engländerin?" „D'rum hab' ich eben nicht nach der Façon, sondern nach dem Gewicht geheirathet!" „Nach dem Gewicht? Ihre Frau war doch eine sehr leichte Person!" „Da irren Sie sich, Werthester, sie war fünfzehntausend Pfund Sterling schwer!"

— Darum! „Aber warum opfert Sie denn dem heiligen Ignatius zwei Wachskerzen, Frau Nachbarin?"—„Darum hab' ich ihm eine gelobt, wenn er meinen Mann wieder gesund mache, und jetzt hat er mir denselben gar sterben lassen!"

— Vorzug. „Wie kommt's denn, Herr Förster, daß sie mit den Jagdgästen immer bohnenstroh-grob, mit den Treibern aber so höflich und freundlich sind?"—„Ja, wissen S', Jagdgäst' krieg' ich immer g'rad' g'nug — aber nicht Treiber!"

— Warum doch nicht! „Nicht wahr, das glauben Sie auch nicht, daß dieses Portemonnaie ganz aus einem Stück ist!"—„Warum doch nicht! Aus einem Stück Rindvieh lassen sich viele Portemonnaies machen!"

— Streng befolgt. Anwalt: „Also für Montag ist Deine Verhandlung angesetzt. Daß Du mir rechtzeitig da bist und nüchtern, — einen Rausch darfst Du mir fein nicht mitbringen!"—(8 Tage später). Anwalt: „Ja, warum bist Du denn nicht gekommen am Montag, — jetzt haben sie Dich verurtheilt!" —Bauer: „Ja mei', i' hab' halt an dem Tag g'rad mein' Rausch g'habt, und weil Sie g'sagt hab'n, mit an' Rausch derf i' net komma, so bin i' halt daheim 'blieb'n!"

— Der gute Rath. Die Frau des Hummelschmids ist von ihrem Manne so erzürnt worden, daß sie zum Haus hinausspringt und sich in den vorbeifließenden Fluß stürzt, aber wohlweislich an einer Stelle, wo das Wasser sehr seicht ist. Dies bemerkt der Hummelschmid, reißt schnell das Fenster auf und ruft hinaus: „Aber Engele, Engele, so hilft's nex! Wenn's helfen soll, no muaßt weiter unten nei'springe!"

— Verblümt. Komponist: „Was meinen Sie, soll ich meine Oper drucken lassen?—Verleger: „Ich würde Ihnen rathen, damit zu warten, bis das Papier billiger wird!"

— Verrathen. „Sieh' 'mal, Hans, dieses Aquarium! Habt Ihr bei Euch zu Hause auch solch' schöne Goldfische?"—„Nein, mein Papa kauft blos — Häring'!"

— Für alle Fälle. Kaufmann (zum Polizeicommissär): „Ich bitte, meinen Kassier zu verhaften." — Commissär: „Ja warum denn? Hat er etwas defraudirt?"—Kaufmann: „Nein, —aber nachher wär' es schon zu spät."

— Comparativ. Gefreiter (mit einer kleinen Abtheilung Rekruten Uebungen im Richten vornehmend): „Flügelmann, nehmen Sie den Oberkörper vor und den Bauch 'rein—noch 'reiner."

— Zur Beruhigung. Passagier (an Bord des Dampfschiffes): „Um Gotteswillen, Heizer! Die Uhr am Dampfkessel zeigt bereits die höchste Spannung und Sie schütten noch immer Kohlen nach!" Heizer: „O, die Uhr geht schon lang nimmer, die hat man blos zur Beruhigung der Passagiere noch dort gelassen."

— Nach berühmtem Muster. A.: „Wissen Sie, mein Lieber, warum meine Kleider so vortrefflich sitzen? Ich lasse sie mir stets in Paris anfertigen." B.: „Na zum Teufel, Sie sind ja nie in Paris gewesen! Wo hat denn der Schneider dort die nöthigen Maße her?" A.: „Ganz einfach. Ich schreibe an einen berühmten Schneider in Paris: Schicken Sie mir zwei Anzüge in den und den Farben. Maß dazu nehmen Sie im Louvre am Apollo von Belvedere Die Anzüge haben immer ausgezeichnet gepaßt!"

— Aus der Instruktionsstunde. Officier: „Welches sind die hauptsächlichsten Annäherungshindernisse?"—Einjähriger: „Vermögenslosigkeit!"

— Schwacher Trost. Herr: „Sie Schafskopf, Sie haben mir ja den gesunden Zahn gerissen!" Bader: „Sind S' froh, daß er heraus ist, bevo er auch noch schlecht wird!"